

Liechtensteiner Volksblatt

Wegpreis: Für d. Inland u. d. Schweiz jährl. Fr. 11, halbjährl. Fr. 5.50, vierteljähr. Fr. 2.80, Österreich u. Deutschland jährl. Fr. 13, halbjährl. Fr. 6.50, vierteljähr. Fr. 3.30, d. übr. Ausl. halbjährl. Fr. 8.50, vierteljähr. Fr. 4.30. Amerika ganzl. Fr. 20. Postamt. bestellf. 30 Rp. Zustellg. Einrückungsgebühr: Im Inland u. angrenz. Gebiet d. 7 Pf. d. Colonezzelle 10 Rp., übr. Ausland 15 Rp.; Reklamen d. Doppelt. Postfachrechnung Nr. IX/2988. Telefon: Schriftleitung, Baduz 79, Verwaltung Baduz 43, Buchdruckerei Au (St. G.) Tel. 100.

Organ für amtliche Kundmachung

Bestellungen nehmen entgegen: die nächstgelegenen Postämter, die Verwaltung des Volksblattes in Baduz, in der Schweiz auch die Buchdruckerei Au (Rheintal).
Einsendungen sind an die Schriftleitung, Anzeigen und Gelder an die Verwaltung des Volksblattes in Baduz einzufenden.
Inseratannahme durch die Verwaltung des Liechtensteiner Volksblattes in Baduz, Buchdruckerei Au und Schweizer-Annoncen A.-G., Chur, bis jeweils Montag und Donnerstag abends.

System.

(Korr.)

Die Liechtensteiner Nachrichten geben sich nach wie vor in ihrem „System“, dies um so mehr, als in Nr. 83 des Volksblattes mit dessen Bekanntmachung begonnen wurde. Wie man zu dieser Veröffentlichung Stellung nimmt, darüber belehrt am besten das „System“ des Nachrichtenwesens. Es ist diesem und jenem schon aufgefallen, warum sich eine solche Herrschaft, die in jedem anderen Kulturstaate schon längst der Geschichte angehört würde, solange halten kann. Bezeichnend ist die Auffassung der zünftigen Volksparteiler und es muß dem Herr Gipfermeister Beck auch aufgefallen sein, daß es mit dem derzeitigen System nicht mehr lange gehen kann, schreibt er doch in einer der letzten Nummern der Zeitung seiner hochherzigen Genossen: „aber nur Geduld, mein Lieber, die Zeit wird kommen, wo „a u ch“ Sie den langersehnten Sessel reiten“. Was für Gefühle ihn dabei bewogen haben, das „Auchreiten“ zu schreiben, wird er selber wissen, denn wenn man es von seinem Standpunkt aus betrachtet, würden demnach die Gegenwärtigen am Sesselfreien sein. Das ist also ihre Ansicht von Politik! Kurz und gut, Herr Beck sieht, daß die Zeit der gewinnreichen Reiterei beschränkt sein kann und wird, er muß es ja wissen warum. Uebrigens möchte ich den Herren noch eines sagen: erst die Zukunft abwarten, nicht jeder saßt Politik als Reittübung auf dem armen Pferde Staat auf, denn was man selber tut, darf man nicht auch andern zumuten! Ist es da zu verwundern, wenn ein gewöhnlicher Liechtensteiner aufmerksam gemacht wird, hinauf zu schauen, was denn eigentlich los ist da oben. Uns Liechtensteiner kann es nicht gleichgültig sein, wenn wir zu Tode geritten werden. Kurz, das „System“, warum sie nicht schon längst abgeworfen wurden, kennen zu lernen, schadet gewiß nicht, im Gegenteil, auch der Volksparteiler wird früher oder später sich dafür interessieren, nach welchem System sie hinauf gestiegen sind und reiten.

Welcher Volksparteiler sagt zu mir: die „Liechtensteiner Nachrichten“ haben in Nr. 88 nicht auf meinen Artikel in Nr. 83 d. V. geantwortet? Gewiß, Wenige, vielleicht ein Dutzend der Wissenden! Doch auf den wirklichen Inhalt jenes Artikels wurde tatsächlich in keinem Zuge geantwortet, ich habe es auch nicht erwartet, denn ich kannte ihr System. Der Volksparteiler wird mir vielleicht entgegen, ich habe es ja schwarz auf weiß, mit nicht weniger als 3 oder 4 Artikeln haben wir dich doch hinunter gehauen, daß nur so die Funken stoben! — Nein, ihr Lieben da oben, ihr habt mich

nicht hinunter gehauen, sondern ihr habt mir recht gegeben, denn was die Nr. 88 und 89 der „L. N.“ bringt, ist nichts anderes als ein neuer Beweis für ihre Art, die da ist: „Nicht darauf eingehen, schnell darauflos schlagen und schimpfen!“ Nun, wird mir vielleicht der Volksparteiler antworten, so habe ich doch recht, wir haben wenigstens darauflos geschlagen, also geantwortet. Nein, Du hast nicht recht! Schau, auf was sie los schlagen! Sie schlagen nicht auf den Inhalt dessen, was ich sage, sondern auf die Buchstaben! Dieser ist zu groß — zu dick — plump — usw. Und dann haben sie noch ein anderes Mittel, nämlich auf die Person los zu gehen. Vielleicht ist schon Manchem aufgefallen, wenn einer für sie unangenehm war, so setzte man das Hammerwerk in Bewegung, so daß selbst ein Dr. Albert Schädler darunter zu Fall kommen mußte. So wurde auch jeder weitere behandelt, der zu reden wagte. Auch Herr Dr. Marger, unserem Redaktor, ging es nicht besser — er war zu jung — zu unerfahren — hat ihr Vertrauen nicht. Es ist noch nicht allzu lange her, seit unser neuer Redaktor seine gewiß nicht leichte Stellung als Redaktor übernommen hat. Wie ging es da darauflos, als ob sämtliche Zähne eingeschlagen sein müßten. Jeder Buchstabe war zu dick — die Worte zu plump, alles nur Schimpf. Und der Witz spielt übrigens in der ganzen Methodik eine nicht unbedeutende Rolle, er wirkt nämlich, der Volksparteiler ist damit ernährt, frägt nicht mehr nach etwas weiterem, auf was man hätte antworten sollen, er ist abgeleitet. Der Hauptzweck ihrer Art liegt darin, die Volksparteiler vom eigentlichen Inhalt sachlicher Diskussion und der Worte anderer Männer abzulenken. In den Nachrichten steht z. B. nie etwas über „geheime 6 Prozent!“ Zum Ablenken braucht es natürlich Mittel. Die sind einfach, man schreibt oder sagt, schau dorthin, nicht hierher, wir sind ja gut, wir sorgen für euch, dort müßt ihr hinschauen, schaut einmal, der hat gegen die Steuerherabsetzung gestimmt, ist schuld am Zusammenbruch der Klassenlotterie, wenn dies daran kommen, dann hört die Klassenlotterie auf. Das ganze System geht, wie jeder aus diesem einen Beispiel schon ersieht, darauf hin, des Volkes Blick von sich abzuwenden. „Auf uns braucht ihr nicht obacht geben, wir sorgen für euch, wir geben euch Verdienst. In diesem oder ähnlichem Sinne wird der Volksparteiler ständig im Glauben gewiegt, als ob er bei den Volksparteiführern in der Mutter Schoß wäre — auf der anderen Seite sind die nur Schlingen! Heute möchte ich behaupten, daß manche soweit sind, daß wenn gegen die Volksinteressen gewirtschaftet wird, sie sogar noch dafür danken, sie brauchen nur ein angenehmes Wort und sind zufrieden!

Die Ereignisse des Tages.

(Korr.)

In Italien ist große Beunruhigung eingetreten, weil der italienische Vizekonsul in Paris, Graf Nardini, von einem kommunistischen Italiener namens Serge di Modugno, erschossen worden ist. Es handelt sich um ein politisches Attentat. Der Kommunist tötete einen Faschisten! Das ist Stoff genug, um die ganze italienische Öffentlichkeit in Wallung zu bringen. Dies um so mehr, als vor kurzer Zeit auch gegen das italienische Konsulat in Nancy ein Attentatsversuch unternommen worden ist. Die italienische Presse vermutet eine ganze kommunistische Organisation hinter diesen Attentaten; sie glaubt, daß die Kommunisten in Frankreich planmäßig arbeiten, um die italienischen Vertreter in den Konsulaten zu töten. Selbstverständlich tragen diese Dinge nicht dazu bei, um das Verhältnis zwischen Italien und Frankreich zu verbessern. Die so wie so etwas gespannten Beziehungen zwischen den „lateinischen Schwestern“ leiden noch mehr. Das neueste Pariser Attentat, allein und für sich betrachtet, ist eine traurige Episode, wie andere tausend traurige Episoden an anderen Orten in unserer wirren Zeit. Aber gerade dieses Attentat ist weniger als ein Verbrechen und gleichzeitig mehr als ein Mord, es ist ein Symptom. Das faschistische Italien kann nicht anders, als das antifaschistische Frankreich anklagen, diesen Mord mit aller liberalen Zartheit und allen demokratischen Irrlehren sozusagen vorbereitet zu haben. Man wird aus diesem Ereignis sicherlich keine Staatsaffäre machen, aber man wird es in Rom bestimmt auf jene Seite schreiben, auf der schon manche ungeklärte Angelegenheit verzeichnet ist. Und eines schönen Tages wird man für alle diese Dinge Rache fordern, soferne man sich nämlich — stark genug dazu fühlt!

In Spanien feiert die Diktatur des Generals Primo de Rivera ihren vierten Geburtstag. Solange hat das diktatorische Regiment dieses Generals bestehen können. Die Welt ist verwundert darüber und fragt sich, wie das nur möglich war in dem vulkanischen Spanien, wo sonst immer eine Regierung nach kurzer Zeit die andere ablöste. Unstreitig hat General de Rivera großes Regierungstalent bewiesen. Dabei kam ihm einerseits der politische Indifferentismus der Spanier zugute, andererseits hat der General mit seiner Eisensaut jeden Widerstand niedergeschlagen und im Reime erstickt.

Am 13. September 1927, dem vierten Geburtstag der Diktatur, d. h. der Militärrevolution des Generals Primo de Rivera, muß es sich nun aber zeigen, ob der General weiter

zu regieren fähig ist, oder ob die Stunde seines Abschiedes geschlagen hat. Längst hat Primo de Rivera den Spaniern versprochen, eine Nationalversammlung einzuberufen. Aber — hier liegt nun die Schwäche des Systems — diese Nationalversammlung soll nicht vom Volke gewählt werden, sondern von den 360 in Aussicht genommenen Mitgliedern will General Primo de Rivera mehr als 300 selber ernennen! Das ist natürlich das Zerbild einer Volksvertretung und darum hat sich der kluge König Alfonso XIII. bis jetzt ständig geweigert, das Dekret über die Einberufung der Nationalversammlung zu unterzeichnen. Der König ist einfach auf Reisen gegangen und war ständig von Madrid abwesend. Ohne königliche Unterschrift aber wird das Dekret nicht rechtskräftig nach der spanischen Verfassung. Der König aber sagt sich, daß er das Dekret nicht unterzeichnen könne, weil das Dekret einen Bruch der spanischen Verfassung bedeute, die Volkswahlen vorsieht für die Nationalversammlung und nicht Regierungswahlen.

Nun hat Primo de Rivera einen entscheidenden Schritt getan. Er hat in der feierlichsten Weise dem spanischen Volke verkündet, er werde am vierten Geburtstag der Diktatur, also am 13. September die Nationalversammlung einberufen. Noch fehlt die königliche Unterschrift und es muß sich nun zeigen, wer nachgibt, ob der König oder der Diktator und Ministerpräsident. Alle Welt ist auf die kommenden Dinge in Spanien gespannt. So oder so muß eine Wendung in aller nächster Zeit eintreten.

Fürstentum Liechtenstein

In den letzten Nummern unseres Blattes ist eine Artikelserie erschienen — „Seltsame Rechtfertigung“ — das Regierungsblatt hat sofort erwidert, sachlich allerdings nichts Neues zur Entlastung der Verantwortlichen gebracht, in dieser Erwidrerung des Regierungsblattes steht wortwörtlich in bezug auf die erwähnte Artikelserie „und wohl den Bericht der Minderheit in der Untersuchungskommission darstellen soll“ — diese Behauptung ist unrichtig und unwahr, der Verfasser der erwähnten Artikel steht zu den Mitgliedern der Untersuchungskommission in keinerlei Beziehung, die erwähnten Artikel geben die persönliche Ansicht des Verfassers wieder.

Im übrigen können wir nur gespannt sein auf die Stellungnahme des Regierungsblattes zu den Artikeln „seltsame Rechtfertigung“.

Die Schriftleitung.

Feuilleton.

Die Lichtträgerin.

Roman von Ernest Becker.

Copyright by Martin Feuchtwanger, Halle a. d. S. (Nachdruck verboten.)

„Lassen Sie sich Zeit, lieber Erlendbach! Sie sind nicht nur ein sehr begabter, Sie sind auch einer meiner fleißigsten Schüler. Ich bin zufrieden, wenn ich Sie Donnerstag wiedersehe.“

„So viel Zeit brauche ich nicht, Herr Professor! Wenn Sie gestatten, daß ich heimfahre, werde ich Dienstag früh wieder hier sein.“

„Gut also, da Sie es nicht anders wollen! Und nochmals: Dem Nütigen gehört die Welt!“

„Welche nütigen dem jungen Manne zu und begab sich in sein Atelier; Felix aber blieb in tiefen Gedanken stehen und träumte von Ehre und Ruhm, von Liebe und Glück, und alle die Göttingen, deren Hilfe er bei seinem Streben

nach aufwärts erhoffte, nahmen Gestalt und Antlitz seiner geliebten Lotte an.

Endlich erwachte er aus seinen Träumen und verließ das Empfangszimmer, um die Arbeit fortzusetzen, von der ihn der Professor abberufen hatte.

2. Kapitel.

„Ich wollte dich deshalb bitten, lieber Konrad, daß du mir behilflich seiest, wenn es dir möglich ist. Für dein Geld braucht dir nicht bange zu sein. Ich bin ja wirklich in einer sehr fatalen Situation, aber doch nur für den Augenblick. In Metallwaren werden wieder Abschlässe getätigt und ich partizipiere daran mit schönen Aufträgen; das Geld erhalte ich aber erst nach Lieferung. Ich bin bereit, dich in meine Bücher und Geschäftsbriefe Einsicht nehmen zu lassen. Und überdies kannst du dich auf meine Maschine oder, wenn du willst, auf meine Wohnungseinrichtung vormerken lassen.“

Abwechslend hob der Mann, zu dem Thomas Marhold gesprochen hatte, seine Hand. Er sah mit eingesenkter Brust vornübergebeugt in

einem gepolsterten Lehnstuhle, auf seinen schmalen Wangen brannten zwei abgezirkelte rote Flecke und er hatte während der Rede des Fabrikanten mehrmals gehüstelt. Nun blickte er mit feierig glänzenden Augen traurig auf den Freund und sagte mit leiser, manchmal heiter klingender Stimme:

„Dessen bedürfte es nicht, lieber Thomas, das alles ist zwischen uns Firlersang. Wir haben einander schon als kleine Buben gekannt, wir sind immer Freunde gewesen, mein Felix ist dein Patenkind und du bist der Vater seiner Verlobten. Wie würde ich da zögern, dir zu helfen?“

Ein Hustenanfall unterbrach seine Worte, er zog das Taschentuch hervor und führte es an seine Lippen. Nach einiger Zeit fuhr er mit stockender Stimme fort:

„Ich möchte dir die fünfzigtausend Mark gerne geben, Thomas. Aber ich kann es leider nicht, ich habe nicht so viel Geld.“

Der Fabrikant lenkte den Blick, den er bisher halb erwartungsvoll, halb verlegen auf sein Gegenüber gerichtet hatte, wie ratlos zu

Boden. Gleich darauf aber bestete er ihn wieder auf den Freund und sagte unsicher:

„Ich habe vermutet, daß du die Summe nicht in bar liegen haben würdest, Konrad. Aber ich dachte mir, du könntest sie dir verschaffen.“

Der andere schüttelte das Haupt, ein bitteres Lächeln zuckte um seinen Mund.

„Du meinst, ich könnte sie bei irgend einem Institute aufnehmen. Früher wäre das wohl möglich gewesen; aber seitdem ich vor einem Jahre vom Pferde gestürzt bin, ist es mit Edelhof rückwärts gegangen. Anfangs konnte ich noch nach dem Rechten sehen; bald aber fing ich an zu husten, ich mußte mich schonen, und nun bin ich schon monatelang nicht imstande, die Wirtschaft zu leiten. Ein Gut aber, dem das Auge des Herrn fehlt, geht zurück. Meine Frau erseht mich ja nach Kräften; aber sie mußte sich erst einarbeiten und die Jüngste ist sie auch nicht mehr. Und unser Felix — nun, du weißt ja, wie da die Sachen stehen. Der hat das Künstlerblut seiner mütterlichen Familie geerbt und will von der Landwirtschaft nichts